

Wie Sie besser schreiben: Eine Deutsch-Stilkunde in 20 Lektionen

Von Wolf Schneider mit Beiträgen von Uwe Timm, Ulrich Stock, Anna von Münchhausen, Miriam Meckel und Ulrich Greiner (2012)

Liebe Studierende!

Ich habe folgenden Text aus „Die Zeit“ (67. Jahrgang, Nr. 20, Mai 2012) kopieren lassen und auf einer passwortgeschützten Webseite für Sie zur Verfügung gestellt. Dieses Dokument darf nur zu Studienzwecken benutzt werden.

Ich bin ganz begeistert von diesem Text und bitte Sie, im Laufe Ihres Studiums dieses oder ein ähnliches Dokument sorgfältig zu studieren und die angesprochenen Prinzipien möglichst in Ihren eigenen Schriften anzuwenden. Viele dieser Prinzipien gelten genauso für das Englische; siehe z.B. „The Elements of Style“ (1918) von Strunk & White.

Zu den angesprochenen Themen gibt es freilich unterschiedliche Meinungen. Das heißt: nicht blind den Anweisungen folgen, sondern über die Argumente nachdenken, verschiedene Ansätze ausprobieren, flexibel bleiben.

Es kann sein, dass meine kurze Einleitung schon stilistische Fehler enthält. Als gebürtiger Australier habe ich eine gute Ausrede. Wenn Sie gebürtige/r Österreicher/in sind, haben auch Sie eine gute Ausrede, wenn Sie im Englischen Fehler machen. Machen Sie es mir bitte nach: Gehen Sie das Risiko ein und üben Sie Ihr Englisch so oft wie möglich!

Richard Parncutt

Graz, Oktober 2012

Im Anfang war das Tun

Warum wir die Verben lieben sollten

»Ich glaube, ich bin ein Verbum und kein Personalpronomen.« Ulysses Grant hat das gesagt, der Oberbefehlshaber der Nordstaaten im amerikanischen Bürgerkrieg – und damit ein Bild gefunden für das Vorwärtsstürmen, das ihn zum Sieg führte. Aber was geht uns das an? Es ist eine starke Metapher dafür, was Verben leisten können, die Tuwörter, wie Grundschüler sagen, die besten, wenn wir Leser fesseln wollen; Bewegung! Interessanter als »Das Haus ist schön« liest sich nun mal »Es ging in Flammen auf«.

*»Kochend wie aus Ofens Rachen
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pforten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren [...].«*

Nun wäre es traurig, wenn das Verbum sich erst in der Katastrophe bewährte. Doch im selben LIED VON DER GLOCKE hat Schiller auch im scheinbar Statischen die Bewegung aufgespürt:

*»Die Leidenschaft flieht, die Liebe muss bleiben:
Die Blume verblüht, die Frucht muss treiben,
Der Mann muss hinaus ins feindliche Leben,
Muss wirken und streben
Und pflanzen und schaffen, erlisten, erraffen,
Muss wetten und wagen, das Glück zu erjagen.«*

Natürlich: Für unsern Alltag taugt das nicht. Viele Verben drücken nicht einmal eine Tätigkeit aus, sie sind folglich zweite Wahl: vorliegen, vorhanden sein, sich handeln um. Auch ist Bewegung allein kein Gütesiegel:

Schwerfüßige Verben gibt es wie durchführen und bewerkstelligen, **bürokratische** wie beauskunften und bezuschussen, **Imponiervokabeln** wie generieren (für machen, schaffen, erzeugen, bewirken) oder implementieren (für einführen, umsetzen, verwirklichen). Ebenso sind das Stigmatisieren und das Sensibilisieren nichts, was Goethe geduldet hätte oder Günter Grass dulden würde, und statt des beliebten Thematisierens könnte man schließlich sagen: zum Thema machen, aufgreifen – oder warum nicht einfach: Darüber sollten wir mal reden.

Was also tun? Der Rat für Schreiber, die die Sprache lieben und sich zugleich Leser wünschen, ist von viererlei Art.

Zum Ersten: Lebhaft nutze man die Chancen des Verbuns, wo es als Retter aus zwei Fallen der deutschen Grammatik dienen kann: den garstigen Nominalkonstruktionen → **Lektion 12** und den rasselnden Ketten vorangestellter Attribute → **Lektion 13**.

Zum Zweiten: Es möge Ihnen Spaß machen, in unserem schönen Wortvorrat zu baden. Auch und gerade in den **leisen Verben** zeigt er sich, Mark Twain und Jorge Luis Borges haben das Deutsche geradezu bewundert für seinen Reichtum an Nacht- und Waldgeräuschen: fächeln, flüstern, gluckern, gurren, hauchen, knistern, lispeln, murmeln, plätschern, rascheln, raunen, rauschen, rieseln, säuseln, schwirren, sirren, summen, surren, tuscheln, wispern.

Der dritte Rat: Wo eine Bewegung offenkundig ist, da versuche man sie farbig, ja drastisch zu benennen, wie Goethe:

*»Wenn der Äther, Wolken tragend,
Mit den klaren Tagen streitet
Und ein Ostwind, sie verjagend,
Blaue`Sonnenbahn bereitet, [...]«*

Oder wie Eichendorff:

*»Es zog eine Hochzeit den Berg entlang,
Ich hörte die Vögel schlagen,
Da blitzten viel Reiter, das Waldhorn klang,
Das war ein lustiges Jagen!
Und eh' ich's gedacht, war alles verhallt,
Die Nacht bedeckt die Runde,
Nur von den Bergen noch rauschet der Wald,
Und mich schauert im Herzensgrunde.«*

Oder die Bewegung gar so dramatisch zu beschreiben wie Hölderlin:

»Und in frostiger Nacht zanken Orkane sich nur.«

Der vierte, freilich der schwierigste Rat: Nach Bewegung fahnden, auch wo scheinbar keine ist. Das Heidelberger Schloss, die gigantische Burg, *»hing nieder bis auf den Grund, von den Wettern zerrissen«* (noch mal Hölderlin).

Georg Büchner ließ seinen Lenz einen *»Triumphgesang der Hölle«* anstimmen:

»Es war ihm, als könnte er eine ungeheure Faust hinauf in den Himmel ballen und Gott herbei-reißen und zwischen seinen Wolken schleifen; als könnte er die Welt mit den Zähnen zermalmen und sie dem Schöpfer ins Gesicht speien.«

Dies als Extrembeispiel dafür, zu welcher Kraft die Sprache sich mit Verben steigern lässt – sogar dann, wenn sich nichts bewegt. Näher an unseren Wünschen und Möglichkeiten ist das fröhliche Getrappel, von dem Patrick Süskind im PARFUM erzählt, mit nicht weniger als zwölf **dynamischen Verben:**

»Mitten in der Nacht erwachte das Haus in der Rue Droite zu emsigem Leben. In der Küche flammten die Feuer auf, durch die Gänge huschten die aufgeregten Mägde, treppauf, treppab eilte der Diener, in den Kellergewölben klappten die Schlüssel des Lagerverwalters, im Hof leuchteten Fackeln, Knechte liefen um die Pferde, andere zerrten die Maultiere aus den Ställen, es wurde gezäumt, gesattelt, gerannt und geladen [...]«

Und selbst ein einziges Verb kann uns verblüffen, erfrischen, wenn man es setzt wie Ringelnatz: Ein Leierkasten *»wringt sich aus und klingt nach Leben und Sterben«*.

LEKTION 2

Zählen wir die Silben

Kurze Wörter bleiben hängen

Ein Wort ist umso verständlicher, je weniger Silben es hat, sagt die Verständlichkeitsforschung. Das klingt erschreckend simpel. Doch die Stilistik hakt nach: und kraftvoller auch! »Je länger aber ein Wort, desto unanschaulicher«, schrieb Jean Paul in seiner VORSCHULE DER ÄSTHETIK. »Die alten Wörter sind die besten, und die kurzen alten Wörter sind die allerbesten«, sagte Winston Churchill, Nobelpreisträger für Literatur.

»Benutze nie ein langes Wort, wenn ein kurzes es auch tut«, heißt es im Stilkodex des Londoner ECONOMIST. Goethes Ballade DER FISCHER besteht zu 76 Prozent aus einsilbigen Wörtern – genau wie die berühmte GETTYSBURG ADDRESS des US-Präsidenten Lincoln (amerikanische Stillehrer haben es bewundernd nachgezählt).

Vielleicht ist ja was dran? Vielleicht sollten wir die Thrombozytenaggressionshemmer nur seufzend in Kauf nehmen – den von unseren gehobenen Feuilletons gehätschelten Paradigmenwechsel aber schon mal darauf abklopfen, ob er nicht zur Abwechslung als Umdenken, Kehrtwende, Schwenk bezeichnet werden könnte? Was unterscheidet die Witterungsbedingungen vom Wetter und das Gefährdungspotenzial von der Gefahr? (Die doch keine wäre, wenn sie nicht das Potenzial hätte, eine zu sein.)

Und muss sich der schlappe Service der Deutschen Post hinter dem Elfsilber Telekommunikationsdienstleistungen verstecken?

Bedenken wir: Kopf und Herz, Hand und Fuß, Weib und Kind, Tisch und Bett, Wald und Feld; das meiste, woraus wir sind und womit wir leben, ist zu **einsilbigen Wörtern geronnen** – und erst recht sind es fast alle starken Gefühle: Angst, Leid, Pein, Qual, Wut, Hass, Neid, Gier. Was folgt daraus?

Wer immer vorhat, mit Wörtern wie Effizienzsteigerungsprogramm oder Energieverbrauchsflexibilität zu operieren, der bedenke: Laien verstehen nichts, Sprachfreunde stößt er ab – und vielleicht wären sogar Fachleute angenehm berührt, wenn sie inmitten ihrer Silbengebirge statt gefährlich starker Rauchentwicklung einfach mal »Qualm« lesen könnten.

Wer gelesen werden und wirken will, der halte sich an Schopenhauers Kernsatz: »Man denke wie die wenigsten und rede wie die meisten. Man brauche gewöhnliche Wörter und sage ungewöhnliche Dinge.« So, wie Churchill den Engländern 1940 nichts als »blood, toil, tears and sweat« versprach, Blut, Mühsal, Tränen, Schweiß – und ihnen damit Kraft gab zum Widerstand.

Nennen wir's beim Namen

Konkrete Wörter haften besser

»Die Wörter müssen Hände und Füße haben.« Sprach Martin Luther, und Jesaja 14,23 übersetzte er so: »Und ich will Babel machen zum Erbe für die Igel und zum Wassersumpf und will es mit einem Besen des Verderbens kehren.« Das hat Kraft – mehr, als hätte der Herr mit angemessenen Verwüstungen gedroht.

Eine Vorstellung müssen sie uns vermitteln, die Wörter, wenn sie uns fesseln sollen. »Je abstrakter die Wahrheit ist, die man lehren will«, sagt Nietzsche, »umso mehr muss man erst die Sinne zu ihr verführen.«

Bei der Gleichheit, bei der Gerechtigkeit geht das nicht, gewiss. Doch wo es durchaus ginge, neigen viele dennoch zu abstrakter Ausdrucksweise: Sie tummeln sich zwischen Bereichen, Belangen und Strukturen, ja manche lieben ebendiese. Da mailen uns Freunde von viel Ärger in der Ferienwohnung oder, anspruchsvoller, von allerlei Misshelligkeiten; hätten sie geschrieben: »Als Erstes brach ein Wasserrohr« – wir hätten uns sogleich mit ihnen solidarisiert.

Konkret schreiben, das Detail benennen, mit Sinneseindrücken versehen, Farben zum Leuchten bringen: Das ist für alle, die Leser interessieren möchten, das oberste Stilgebot. »Friede den Hütten! Krieg den Palästen!«, schrien Georg Büchner und F. L. Weidig 1834 in die Welt hinaus – und eben nicht: Verschont die Wohnstätten der Unterprivilegierten.

Gewiss, auch für konkrete Dinge brauchen wir abstrakte Dachbegriffe, Möbel zum Beispiel. Moralische Gebote wie Ehrlichkeit sind konkret gar nicht zu erfassen, und die ganze Philosophie müsste zumachen, wenn sie nicht in Abstraktionen schwelgen dürfte. Damit können wir leben. Nur sollten wir immer parat haben, dass Wolkenbruch besser ist als widrige Witterungsumstände und eine tiefende Nase anschaulicher als jeder grippale Infekt.

Martin Walser lässt einen Literaturkritiker sagen: »Wenn er ein paar Tage hintereinander deutsche Gegenwartsliteratur lesen müsse, beneide er die Leute von der Müllabfuhr.« Ed Koch, zwischen 1978 und 1989 Bürgermeister von New York, wurde seinem Ruf, grimmig und rabiat zu sein, mit dem Spruch gerecht: »Ich bin nicht der Typ, der Magengeschwüre bekommt. Ich verursache sie.« Sympathisch war das nicht. Aber etwas zum Weitererzählen.



Geizen wir mit Adjektiven

Überflüssig sind erstaunlich viele

Ja, es ist schönes altes Deutsch, einen missmutigen Menschen zur Abwechslung als griesgrämig, saueröpfisch, miesepetrig zu beschreiben. Nur dass Adjektive zugleich die am meisten überschätzte, am meisten missbrauchte Wortgattung sind: oft **tautologisch**, immer häufiger **akademisch-bürokratisch gespreizt**, oft **lächerlich** und manchmal einfach **falsch** – nicht gerechnet, dass das Deutsche sie häufig gar nicht vorsieht. *Eau potable* ist eben nicht das trinkbare, sondern das Trinkwasser, die *polizia stradale* die Straßenpolizei und der *lucky star* absolut kein glücklicher Stern.

Tautologisch, doppelt gemoppelt: Da lesen wir von harter Knochenarbeit, wichtigen Meilensteinen, einem wesentlichen Eckpfeiler, dem kritischen Hinterfragen; im Marketing vom üblichen Versprechen qualitativ hochwertiger Produkte und gezielter Maßnahmen. Solche Doppelungen geben dem aufmerksamen Leser das Signal: Also, nachgedacht hat der Schreiber nicht.

Überdies beschädigen **hohle Adjektive** einen Eckpfeiler aller erfolgreichen Kommunikation: dafür zu sorgen, **dass jedes Wort etwas zu sagen hat** – »*that every word tell*«, mit einem schönen archaischen Imperativ formuliert in der klassischen amerikanischen Stillehre von Strunk und White. Der kolumbianische Aphoristiker Gómez Dávila sagt es so:

»Für jedes überflüssige Wort verliert der Schriftsteller einen Sündennachlass von einem Monat.«

Leere Adjektive sind indessen nicht die schlimmsten. In Wirtschaft, Wissenschaft und Bürokratie hat sich in den letzten Jahrzehnten die Wahnvorstellung ausgebreitet, das Adjektiv sei die überlegene Wortgattung: Aus dem Elternhaus ist das elterliche Haus geworden, aus der Schule der schulische Bereich, das betriebliche Ergebnis folgt ihnen auf dem Fuße – und welcher werdende Doktor würde noch von der Lage sprechen, wenn er sich doch mit situativen Gegebenheiten

schmücken kann? Wie altmodisch, dass Mephisto mit Worten stritt – verbal täte er das heute!

Nicht nur unschön, sondern einfach regelwidrig ist eine weitere modische Marotte: Bei biblischen Verfilmungen ist biblisch eben nicht die Eigenschaft der Verfilmung, sondern die Bibel ist ihr Objekt; auch bei kolonialen Rücksichten und kombinatorischen Möglichkeiten sind die Adjektive nicht die Eigenschaften. Eine wahre Affenliebe zum Adjektiv hat sich da **zulasten der Logik** breitgemacht.

Vollends lächerlich wird sie, wo sie **den sprachlichen Zusammenhang auf den Kopf stellt**. Von der fossilen Energielobby müssen wir lesen – von einer fossilen Lobby also, die sich einer nicht näher bezeichneten Energie annimmt. Von erzieherischem Kontrollverlust sprach die FAZ – was eindeutig der erzieherische Verlust einer Kontrolle ist, über die wir leider nichts erfahren. Flüchtige Textverfasser müssen da am Werk gewesen sein, mit warmen Würstchenverkäufern und rostfreien Stahlhändlern im Bunde.

Und es gibt doch so **farbige, kraftvolle Adjektive:** tückisch, hartgesotten, hasenherzig, anschiemig! »*Unser Hass ist witterungsbeständig*«, sagt Günter Grass in seinem Gedicht EHE.

Franz Kafka schrieb seiner fernen Freundin Milena (in Partizipien, halben Adjektiven also), er lese ihre Briefe, »*wie der Spatz die Krümen in meinem Zimmer aufklaubt: zitternd, horchend, spähend, alle Federn aufgebraucht*«.

Wo so viel Fantasie nicht vorhanden ist oder wo sie fehl am Platze wäre, da hilft die Faustregel:

Adjektive dienen der Unterscheidung – das gelbe Kleid, nicht das rote. Wo sie bloß schmücken wollen, sollten sie anknöpfen, und wo sie einer dümmlichen Mode dienen: draußen bleiben.

LEKTION 5

Seien wir ein bisschen unbequem

Redensarten schläfern uns ein

Unsern Wortschatz erben wir von den Eltern, von den Ahnen: Für eine Öffnung in der Hauswand, heute meist verglast, müssen wir das Wort Fenster nicht erfinden. Als Heranwachsenden fällt uns zudem ein Erbe an Redensarten zu – umso mehr davon, je mehr Bücher und Zeitungen wir lesen. »Das hat wie eine Bombe eingeschlagen«, zum Beispiel – oft ein durchaus treffendes Bild, mit drei Vorzügen: Auch diese Wortfolge brauchen wir uns nicht erst auszudenken, sie passt in viele Lebenslagen, und jeder versteht, was gemeint ist. **Bequem kann Sprache nicht sein.**

Nur ist es genau dieser Umstand, der uns misstrauisch stimmen sollte, falls wir uns Leser wünschen: Die **überlieferten Floskeln** sind dermaßen geläufig, dass sie im Leser eine Reaktion nahe null auslösen. Er versteht sie sofort, er stutzt nicht, sie erregen nicht seine **Aufmerksamkeit**. Jeder, der einen anderen Menschen zum Gegenteil verführen möchte – zum Gern-Weiterlesen –, der sollte zögern, ehe er allzu **bekannte Sprachfiguren** wie diese niederschreibt:

ins Fettnäpfchen treten,
den Gürtel enger schnallen,
das Handtuch werfen
(oder die Flinte ins Korn),
aus dem Nähkästchen plaudern,
aus allen Nähten platzen,

das Tanzbein schwingen,
unter den Teppich kehren,
aus allen Wolken fallen.

Es ist erzvernünftig, dass etliche Redaktionen, von SPIEGEL ONLINE bis zur TAZ, sich solche **Sprachklischees** ausdrücklich verboten haben; Werbeagenturen ebenfalls. Was tut unsereiner? Im Alltag: zögern; oft: verzichten. Aber wer Lust hat und wer's kann, **der zerbreche fröhlich die Klischees**. Er suche zuerst ein bisschen nach den Säuen, vor die er seine Perlen werfen kann.

Schon Karl Kraus schlug im Ersten Weltkrieg vor, man sollte, nachdem so viele Munitionsfabriken wie die Pilze aus dem Boden geschossen seien, es endlich mal den Pilzen gönnen, dass sie ihrerseits wie die Munitionsfabriken aus dem Boden schössen. Jüngst versah die SÜDDEUTSCHE ZEITUNG einen Bericht über den drohenden Wählerschwund der CSU mit der Überschrift: *»Der Tunnel am Ende des Lichts«*. In der FAZ verkündete ein Berufsberater: *»Vertrauen ist gut – Kontrolle macht Arbeit.«* Dem Berliner TAGESSPIEGEL fiel zu einem Politiker, der öffentlich verdächtigt worden war, verrückt zu sein, die kostbare Verteidigung ein: *»Verrückt ist er nicht. Aber die Tassen in seinem Schrank werden weniger.«*

Routine ist gut. Fantasie ist besser.

Leser bei der Stange halten ist die Kunst.

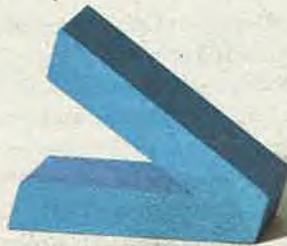
Vermeiden wir den Überdruß

Modewörter sind meistens albern

Wer eigentlich hat entschieden, dass Millionen Deutsche nichts mehr verstehen, begreifen, erkennen, einsehen, kapieren, nachfühlen, nachempfinden, sich klarmachen, billigen – sondern es nachvollziehen?

Seit etwa zwanzig Jahren hat sich diese Mode durch den deutschen Sprachraum gefressen. **Wie jede Mode hat sie schöne, farbige Wörter im Dutzend niedergewalzt**, und wie jede Mode war sie eines Tages schrecklich alt. Gesiegt hat sie sogar über die Einsicht, dass nachvollziehen mit fühlen überhaupt nichts zu tun hat, sondern alles mit machen: Der Gerichtsvollzieher, der Strafvollzug sind extrem gefühlsarm, aber handlungsstark. Auch hartnäckige Nachvollzieher stutzen, wenn der Bürgermeister am Ort der Untat sagt, was da offenbar gesagt werden muss: *»Ich kann dieses schreckliche Verbrechen nicht nachvollziehen.«* Das, Herr Bürgermeister, hat auch keiner von Ihnen erwartet. Könnte er das einleuchtend finden? Vielleicht. Aber »nachvollziehbar« müsste er sagen.

In der Wirtschaft brüstet man sich unterdessen mit Aktivitäten – einem Modewort mit gleich zwei Nachteilen. Oft wird es an längst komplette Aussagen zwanghaft angekoppelt: Marketingaktivitäten sind Standard, obwohl das Marketing (das Schaffen und Pflegen eines Marktes durch ein Bündel von Aktionen) durch keine Aktivität ge-



steigert werden kann. Zweitens ist die Aktivität im engeren Sinne ein Singularetantum, also ein Wort, zu dem es einen Plural gar nicht gibt – so wenig wie zu Stolz, Milch, Glück oder Passivität; die Mehrzahl treibt also Unfug mit Logik und Grammatik. Eine Aktivität kann aus hundert Aktionen bestehen (die ohnehin meistens gemeint sind) oder sie kann die Haltung des Aktivseins benennen, die Tatkraft, Tüchtigkeit, Dynamik, Energie, den Elan, das Engagement, den Schwung, die Schaffenslust – allesamt von einem törichtem Plural verschlungen.

Viele Modewörter also sind ziemlich albern, manche auch noch widersinnig, und gemeinsam ist ihnen derselbe Nachteil wie den ausgeleiterten Redensarten → **Lektion 5**: Sie verplempern das Kostbarste, was ein Schreiber erreichen kann – **Zuwendung, Aufmerksamkeit**. Was wir hundertmal gelesen haben, das gähnt uns an.

LEKTION 7

Warum wir am Passiv leiden

Es ist die hässlichste Form des Verbs

Die sogenannte Leideform des Verbums ist oft vernünftig, oft unvermeidlich und ziemlich oft ein Ärgernis; nur mit »Leiden« hat sie nicht viel zu tun. Wer geliebt wird, wer gelobt wird, leidet selten; und schon gar nicht, wer im Kochbuch liest: »Der Teig wird so lange gerührt, bis ...«

Dies ist **das vernünftige Passiv** – die Verbform für Gebrauchsanweisungen also, auch für Gesetzestexte (»Mit Freiheitszug nicht unter fünf Jahren wird bestraft, wer ...«), ebenso für Personen oder Institutionen, die uns nicht zu interessieren brauchen (»Das Museum wird um 10 Uhr geöffnet«).

Das unvermeidliche Passiv ist Alltag im Polizeibericht: Ein Mensch ist überfallen worden, aber von wem, weiß noch keiner.

Das ärgerliche Passiv ist von dreierlei Art.

Erstes Ärgernis: Es dient dem Befehl, von »Jetzt wird aufgeräumt!« bis »Sie werden hiermit aufgefördert, ...«. Und es dient sogar der Einschüchterung. Verschickt eine deutsche Bank doch wirklich Briefe, die mit dem Satz beginnen: »Die

Geschäftsbedingungen sind geändert worden« – juristisch die pure Unverschämtheit, da der Kunde nur um seine Zustimmung zu einer Änderung gebeten werden kann.

Zweites Ärgernis: Viele Berufsschreiber betrachten das Passiv ohne Not als gleichberechtigte Form des Verbums, obwohl es doch dessen **entmenschlichte** Variante ist: **unanschaulich**, Kindern erst spät begreiflich zu machen, in der Lyrik so gut wie unbekannt; **hässlich** obendrein: »Seitens des Vorstands wird die Herausforderung darin gesehen ...«

Für das dritte Ärgernis liefere die ehemalige Bundestagspräsidentin Rita Süßmuth ein Beispiel in der Talksendung von Günther Jauch: »*Das Ethische ist in unserer Gesellschaft weitgehend verdrängt worden*«, sprach sie, ohne weitere Erklärung – ein Satz, der gleich zwei Rätsel aufgibt: »*Das Ethische*«, was ist das genau? Und wer eigentlich soll es verdrängt haben? Wer die Verdränger entweder nicht kennt oder sie nicht identifizieren möchte, der könnte ja schweigen. Aber was sollte dann aus unseren Talkrunden werden.

Misstrauen wir den Synonymen

Nur Deutschlehrer lieben sie

Als eine »schwer griechisch klingende Journalistenkrankheit« verspottete die SÜDDEUTSCHE ZEITUNG jüngst die »Synonymitis«: die verbreitete Vorstellung nämlich, man dürfe in einem Text nicht mehrfach dasselbe Wort verwenden, sondern müsse den **Wechsel im Ausdruck** pflegen. Das ist auch zweimal richtig. Aber viermal ist es falsch.

Es ist richtig, dass Deutschlehrer ihre Schüler das Forschen nach Synonymen lehren, um sie in die **Fülle unseres Wortschatzes** einzuführen – ihnen beispielsweise nahebringen, dass man statt widerlich auch mal abstoßend, ekelhaft, abscheulich sagen kann. Und richtig bleibt es, in zwei Sätzen nicht zweimal aber zu schreiben, sondern es durch doch, jedoch, allerdings, dagegen zu ersetzen; das hält den Text **lebendig**.

Verwirrend aber ist es, auch die Substantive, die tragenden Begriffe eines Textes, der **lexikalischen Varianz** zu unterwerfen, wie Journalisten es lieben; abern gleich aus vier Gründen.

Erstens: Für die meisten konkreten Dinge sind Synonyme einfach **nicht vorhanden**. Nicht für Tisch zum Beispiel (Vierbeiner wäre zwar korrekt, ist aber schon für den Hund vergeben). Nicht für

Wind, denn Sturm ist mehr und Brise weniger. Viele sinnverwandte Wörter sind, zum Zweiten, absolut **nicht austauschbar**: der Hund nicht gegen den Köter, das Gesicht nicht gegen Fratze, Fresse und Visage.

Oft folgt, drittens, aus der Synonymitis eine vorhersehbare Zwangshandlung: Aus der Polizei werden die Ordnungshüter, aus der Bundesbank die Währungshüter, aus der Wahl wird der Urengang. Den Radiosprecher, der diese Missgeburt über den Sender lassen musste, stört es zu Hause am Wahlabend nicht im Geringsten, das Wort Wahl hundertmal zu hören und zu sagen.

Das Vierte, das Schlimmste aber: Schon die Suche nach einem Tauschbegriff verletzt das Urvertrauen in die Sprache, das alle Hörer, alle Leser selbstverständlich haben: **dass einer, der dasselbe meint, selbstverständlich auch dasselbe sagt** – und dass er, wenn er plötzlich etwas anderes sagt, nur etwas anderes meinen kann. Goethe ist Goethe – und weder der Dichturfürst noch der Wirkliche Geheime Rat, und kein Weihnachtsbaum hat je darauf gewartet, dass er in der Zeitung als der nadlige Geselle aus den heimischen Wäldern wiederkehrt.

Verachten wir den Wissenschaftsjargon

Über Laien schießt er hochnäsiger hinweg

Dass die Sprache »die große Gesellerin der Menschen« sei, wie Johann Gottfried Herder 1785 schrieb, war – denkt man an Beschimpfung, Verfluchung und Befehl – schon damals übertrieben; im Zeitalter unseres Technokraten- und Wissenschaftsjargons ist die Sprache weithin in die Rolle der Spalterin geschlüpft.

Natürlich: Physiker, Mathematiker, Informatiker haben es schwer, ihre Einsichten so zu formulieren, dass interessierte Laien ihnen folgen können. Doch ein etwas größeres Bemühen darum dürfen wir uns wünschen. Hat nicht selbst Immanuel Kant sich **schlicht und farbig** ausgedrückt, als er den Umsturz des überlieferten Weltbilds durch Kopernikus darlegte? »Kopernikus, nachdem es mit der Erklärung der Himmelsbewegungen nicht gut fortwollte, wenn er annahm, das ganze Sternenheer drehe sich um den Zuschauer, versuchte, ob es nicht besser gelingen könnte, wenn er den Zuschauer sich drehen und dagegen die Sterne in Ruhe ließe.«

Viel bewirken jedoch könnte guter Wille in den Geisteswissenschaften. Gerade in ihnen aber fehlt er oft. Wollen Philosophen, Soziologen, Psychologen überhaupt verstanden werden? Oder vertrauen sie darauf, dass viele Leute – und Deutsche mehr als Engländer und Franzosen – gern alles

für erhaben halten, was sie nicht verstehen? Oder treibt sie gar die Sorge um, von ihrer Wissenschaft bliebe nicht genügend übrig, wenn sie sich verständlich machte?

Was dachte sich jene Professorin von der Universität Konstanz, als sie in einem Vortrag sagte: »Die emphatische Standortbezogenheit, die Affirmation von Differenz und der dekonstruktivistische Blick, der explizite Traditionen und implizite Selbstverständlichkeiten als von Interessen gesteuert durchleuchtet, enthalten ein sozialrevolutionäres Potenzial, das auch für identitätspolitische Zwecke nutzbar gemacht werden kann.« Da sind wir baff. Ebenso wenn Linguisten von »Linearisierungsoptionen an der Satzperipherie« sprechen oder Pädagogen von den »Neudiskursivierungen des Raumparadigmas«, und aus der Pubertät haben sie die »adoleszente Identitätsfindung« gemacht. Grandios!

Nur sollten wir ihnen kein Wort glauben, wenn sie behaupten, das überwältigend Neue lasse sich nicht **einfach sagen**. Sigmund Freud zum Beispiel hat ebendies geschafft: **umstürzende Einsichten in durchweg elegantem Deutsch**. Vielleicht waren sie ja falsch.

Aber was wir gar nicht erst verstehen, muss deshalb auch nicht richtig sein.

König der Sätze

Der Hauptsatz ist der älteste – und immer erste Wahl

Erst lange nach den Wörtern kamen die Sätze. »Löwe!«, wird der Wächter vor der Höhle gerufen haben, Jahrtausende bevor zum ersten Mal ein Satz erklang: »Da schleicht ein Löwe auf uns zu!« Und wiederum Jahrtausende, bis der Nebensatz erfunden war: »Ein Löwe, der ...«

Von den Chancen (und Tücken!) der Nebensätze später → **Lektion 14**. Hier werden die Hauptsätze gewürdigt: als **Grundpfeiler aller Kommunikation**; als die ertümlichste und bis heute **kraftvollste Form, etwas zu sagen**; als alleiniges Satzmodell bei Sprichwörtern, Hilferufen und Befehlen; als beherrschendes in der Lyrik, in der Werbung und in der mündlichen Rede.

Für Schreiber, die gelesen werden wollen, die vielleicht sogar eine Botschaft haben, sind Hauptsätze folglich immer erste Wahl. Was sie leisten können, dafür ein paar klassische Beispiele – krass gemischt.

Lapidar:

»Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.« (Psalm 23,1)

»Der Mensch ist frei geboren und liegt doch überall in Ketten.« (Rousseau, DER GESELLSCHAFTSVERTRAG, 1762)

»Die Dividenden steigen, und die Proletarier fallen.« (Rosa Luxemburg über die Gewinne der deutschen Rüstungsindustrie, 1915)

»Zuerst ignorieren sie dich. Dann lachen sie dich aus. Dann bekämpfen sie dich. Dann hast du gewonnen.« (Mahatma Gandhi über den passiven Widerstand, 1925)

»Sometime they'll give a war, and nobody will come.« (Carl Sandburg, 1936)

»Wir danken allen. Wir vergessen keinen. Wir vergessen nichts.« (Abschiedsgruß der SPD an ihre Ostberliner Genossen nach dem Bau der Mauer, 1961)

»I have seen the future, and it won't work.« (Paul Krugman, Nobelpreisträger für Wirtschaft, über seine Studienreise durch China, NEW YORK TIMES, 2009)

Ironisch:

»Zu seinen Sachen kam er wie die Weiber zu schönen Kindern; sie denken nicht daran und

wissen nicht, wie.« (Goethe über Byron, zu Eckermann, 1825)

»Zudem hatte die Hebamme mich schon abgenabelt; es war nichts mehr zu machen.« (Klage des Oskar Matzerath in der BLECHTROMMEL von Günter Grass, 1959)

»Bastian galt als von Moskau bezahlt, von der DDR gelenkt und von allen guten Geistern verlassen.« (Der SPIEGEL über den Selbstmord des ehemaligen Bundeswehrgenerals, 1992)

Temporeich:

»Er stand früh um 4 auf, kleidete sich selbst an, ritt dreimal täglich, trank keinen Wein, saß nur eine Viertelstunde an der Tafel, exerzierte jeden Tag seine Truppen und kannte nur ein Vergnügen: Europa zittern zu machen.« (Voltaire über Karl XII. von Schweden, 1731)

»Praise the Lord and pass the ammunition.«
»Lobet den Herrn und her mit der Munition!«
(Der amerikanische Militärgeistliche Howell Forgy beim japanischen Überfall auf Pearl Harbor, 1941)

In schöner Ruhe:

»So lag er nun da allein, und alles war ruhig und still und kalt, und der Mond schien die ganze Nacht und stand über den Bergen.« (Georg Büchner, LENZ, um 1835)

»Er stand auf, schlug einen messingnen Kamm in sein Haar, knöpfte seinen Rock von oben bis unten zu, sah, ob sein Vetter noch schlief – und dann ließ er ihn ruhig schlafen und wanderte an seinem Stabe in der kühlen Morgenluft dem geliebten Hügel zu, und der alte einäugige Pudel begleitete ihn.« (Karl Philipp Moritz in seinem Roman ANDREAS HARTKNOPE, 1786)

In äußerster Rechthaberei:

»In diesem Ton schreckt man auch ab. Und das wollte ich. Abschrecken wollte ich.« (Lessing an Pastor Goeze, 1778)

All dies können Hauptsätze leisten.

Natürlich: Nicht jeder Satz ist gut, bloß weil er ein Hauptsatz ist.

Auf ein paar hässliche Formen kommt gleich die Sprache → **Lektion 12**; ehe wir uns den Nebensätzen → **Lektion 14** widmen, den elastischen und musikalischen ebenso wie den ärgerlichen und deplatzierten.

LEKTION 11

Wörter in Bewegung

Wie wir den Satzanfang variieren können

»Den Letzten beißen die Hunde«, das sagen wir mitunter. Verbieten aber müssen wir uns die Mehrzahl davon: »Die Letzten beißen die Hunde« – das lässt ja die Deutung zu, dass die Letzten nicht die Gebissenen, sondern die Beißenden sind. Nutzenanwendung – mit dem Objekt eröffnen dürfen wir einen Satz nur dann, wenn uns eine Deklinationsform zur Verfügung steht (den Letzten), die sogleich deutlich macht: Hier wird abgewichen von der üblichen Wortstellung Subjekt – Prädikat – Objekt (Der Hund beißt Max). Dann aber kann die **Abwandlung des häufigsten Satzbaumodells** die reine Wohltat sein. Nichts nämlich langweilt uns beim Lesen schneller als eine Abfolge von Sätzen, die mit Er – Er – Er oder mit Meier tat dies – Müller tat das – Schulze tat jenes beginnen. »Den Anfang machte ...«, das Objekt also vorn, **bringt Leben in den Text**.

Die einfachste und eine meist unbedenkliche Art, den Satzbeginn zu variieren, ist, dass wir **mit einer Umstandsangabe oder einem Adverb einsteigen**. Nicht: »Ich habe deshalb« – sondern: »Deshalb habe ich beschlossen, ...« Ein solcher Auftakt zieht die **Vertauschung von Subjekt und Prädikat**

nach sich, **die Inversion**. Deutsch sprechenden Ausländern macht das Mühe, »deshalb ich habe« sagen sie zumeist; dieses Satzmuster ist eine deutsche Besonderheit und eine höchst erfreuliche dazu. Es bringt, selbst wo wir in lauter Hauptsätzen schreiben, **eine Abwechslung in die Satzmelodie**, die Engländern und Franzosen nicht zur Verfügung steht: Erschöpft kam er ... Noch um Mitternacht wollte er ... In Berlin bezog sie ...

Bei Schiller, einem Großmeister auch der Prosa, liest sich das (in der GESCHICHTE DES ABFALLS DER NIEDERLANDE) so:

»Jetzt werden Seehelden aus Korsaren (Zeitangabe mit Inversion), aus Raubschiffen zieht sich eine Marine zusammen (Umstandsangabe mit Inversion), und eine Republik steigt aus Morästen empor« (nun erst das Subjekt).

Im Grenzfall – der sogenannten **Ausdrucksstellung** – dürfen wir einen Satz sogar **mit dem Verbum eröffnen**: Verloren haben wir wenigstens nicht. Oder **mit dem Adjektiv**: Schnell bist du nicht gerade gekommen. So viel Beweglichkeit lässt die Grammatik zu – nutzen wir sie!

Die Krone der Hässlichkeit

Bürokraten sind in sie vernarrt

Auch in Hauptsätzen lässt sich Unrat produzieren: **schwer verständliches, abstoßendes Deutsch** – in Formulierungen zumal, »*deren mehrmalige Verlesung die Zimmerpflanzen zum Verdorren bringt*« (wie es in einem STREIFLICHT der SÜD-DEUTSCHEN ZEITUNG hieß). »Den Einkünfterzielungstatbestand« zum Beispiel »erfüllt derjenige, der über die Leistungserstellung disponieren kann.« **Bürokratenjargon** nennen wir dergleichen, **Kanzleistol, Beamtendeutsch**.

2012 liest sich das auf Abfallkörben an deutschen Autobahnparkplätzen so: »*Nur Reiseabfälle. Zuwiderhandlungen werden als unerlaubte Sondernutzung zur Anzeige gebracht.*« Kurios genug: Eine erlaubte Sondernutzung wäre ja für die Einbringung einer Anzeige keine hinlängliche Begründung, und »angezeigt« wäre sowieso das bessere Deutsch.

Doch Behörden und Juristen sind auf den **Nominalstil** versessen; auf **erkünstelte, überlange Substantive**, vorzugsweise solche, die mit **-ung** enden: Inverkehrbringung und Beampelung in der Straßenverkehrsordnung, Zielerreichung und Kennniserlangung bis ins Vorstandsdeutsch hinein.

Ausweg 1: Man setze Verben an die Stelle der gespreizten, gequälten Substantive. Dass die Zusammenarbeit eine echte Materialisierung erfuhr (Managerdeutsch), ließe sich ja so sagen: dass sie sich materialisierte, zeigte, entwickelte, verwirklichte. Und stünde bei den Reiseabfällen einfach »sonst kriegen Sie Ärger!«, so wäre nicht nur das Deutsch drastisch besser, sondern vermutlich würde sich auch die Zahl der unerwünschten Sondernutzungen deutlich verringern.

Ausweg 2: Man verkürze den Hauptsatz und verwandle die hässlichen Nomina dadurch in Verben, dass man einen Nebensatz anhängt (einen von den guten, → **Lektion 14**). Also nicht: Unsere Aufgabe ist die Lösung der anstehenden Probleme, sondern: ... ist es, die anstehenden Probleme zu lösen.

Und wer sich, erfreulicherweise, der Kunst der Verständlichkeit und der Leserfreundlichkeit des Schreibens widmen möchte, der wäre noch besser beraten, wenn er grübelte, wie man so schreiben kann, dass Leser es verstehen können und es lesen mögen.



LEKTION 13

Nur für Gedächtniskünstler

Die vermaledeiten vorangestellten Attribute

Zum Schlimmsten, was die Grammatik uns erlaubt, gehören die vorangestellten Attribute: **die Beifügungen aus allen Wortarten**, die wir in beliebiger Menge **zwischen Artikel und Substantiv schieben** dürfen. Ihre Häufung markiert einen Tiefpunkt der Verständigung und wird doch unter Sprachfreunden selten beklagt – ja, der Duden selber verwendet sie, und dies bis zur Lächerlichkeit. Wie, zum Beispiel, definiert er das Vorurteil? Es ist *»eine ohne Prüfung der objektiven Tatsachen voreilig gefasste oder übernommene, meist von feindseligen Gefühlen gegen jemand oder etwas geprägte Meinung«*. Eine Meinung, aha! Nach nicht weniger als 18 Wörtern zur **näheren Bestimmung** erfährt der Leser, dass es eine ist. Weiß er, bei »Meinung« angekommen, noch, was er alles über sie gelesen hat? Natürlich nicht; nicht einmal ein Gedächtniskünstler würde das schaffen. Liest er also zurück? Ja, wenn er wirklich interessiert ist; sonst vielleicht als einer unter hundert.

Der Sender, wie er in der Linguistik heißt, hat also den Empfänger entweder geärgert oder vollkommen an ihm vorbeigeschrieben. Und dies ohne jede Not! Es gibt ein so einfaches,

schlüssiges, angenehm zu lesendes Satzmodell, das dieses Problem auf Anhieb löst. Der Schreiber nennt erst die Sache oder die Person – und dann ihre Eigenschaften: »Ein Vorurteil ist eine Meinung, die ...«

Doch mit erhabener Gleichgültigkeit gegenüber dem Leser (oder mit perverserem Stolz auf die souveräne Beherrschung eines grammatisch abgesegneten Unfugs) zelebrieren viele Berufsschreiber das Unzumutbare. In einer renommierten deutschen Zeitung so: *»Die fast ausschließlich ästhetisch argumentierende und ob der Koproduktion von naturgemäß hehrem Kino und selbstredend unfeinem Fernsehen pikiert die Nase rümpfende Kritik ...«* 20 Wörter zur näheren Bestimmung einer unbekanntenen Sache, die dem Leser gleichsam auf dem Gnadenwege doch noch übermittelt wird. Besser: *»Eine Kritik, die ...«*

Was für ein schönes, Klarheit schaffendes Instrument kann er sein, der angehängte Nebensatz! Er ist es nicht immer. Aber mit ein paar großartigen Exemplaren fangen wir an.

→ Lektion 14

LEKTION 14

Die schöne heikle Nebensache

Wie wir mit Nebensätzen umgehen sollten

Es gibt **kraftvolle Nebensätze, angemessene, willkommene** – und **ärgerliche** auch. Die letzte Spielart ist die häufigste.

Kraftvoll sind die, die in der Grammatik zwar Nebensätze heißen, nach Logik und Gewicht aber die andere Hälfte eines Hauptsatzes bilden: »Wer nicht hören will, muss fühlen«, oder: »Er schrie so laut, dass die Nachbarn ...« Konsekutivsätze heißen diese Sätze, die die Wirkung der anderen Satzhälfte beschreiben.

Kraftvoll sind auch die sogenannten Modalsätze: Nebensätze, die die Mittel, die Umstände jener Handlung benennen, die sich im Hauptsatz vollzieht: »Sie ging an mir vorbei, als wäre ich Luft.« Sigmund Freud schrieb 1915 in einem Brief an Albert Einstein: Die schmerz-

liche Enttäuschung »über das unkulturelle Benehmen unserer Weltmitbürger« habe auf einer Illusion beruht: »*In Wahrheit sind sie nicht so tief gesunken, wie wir fürchten, weil sie gar nicht so hoch gestiegen waren, wie wir's von ihnen glaubten.*«

Der typische **angemessene** Nebensatz ist der achte Satz des ALTEN TESTAMENTS. Nach den Schöpfungsakten des ersten Tages, in sieben Hauptsätzen vollzogen, erschuf Gott den Nebensatz: Er sah, »*dass das Licht gut war*«. Keine Handlung mehr, keine Hauptsache, sondern eine Pause, eine Erläuterung: Das ist die klassische Funktion eines angemessenen Nebensatzes. Bei Matthias Claudius: »*Der Mann ohne die Frau ist ein alter Junggeselle, der am Fenster sitzt und die Kinder winseln hört, die er hätte haben können.*«

Willkommen sind Nebensätze, wenn sie den Satz von zwei Missbräuchen befreien: den Nominalkonstruktionen → **Lektion 12** und den gehäuft vorangestellten Attributen → **Lektion 13**.

Die ärgerlichen Nebensätze sind von fünflei Art:

1. Sie enthalten, anders als im 1. BUCH MOSE, eine Handlung – oder gar die Hauptsache (»Ich entdeckte, dass das Nachbarhaus in Flammen stand«) – oder eine gleichberechtigte zweite Hauptsache: »Zehn Jahre lang führten die Firma zwei Brüder, die heute zerstritten sind« – statt: »und heute sind sie zerstritten«.

2. Sie sind länger als der Hauptsatz. »*Sie glauben gar nicht, welch ein elender Abklatsch schlechter Romane das Leben ist*« (Joseph Roth) – das geht noch, das Verhältnis ist 4 : 9, und schön gesagt ist es sowieso. Aber Zeitungen und erst recht Protokolle schmücken sich gern mit der Relation 2 : 50. »Meyer betonte, ...« damit ist der Hauptsatz beendet, und alles Wichtige – nämlich das, was Meyer betonte – wird in einen Bandwurm von Nebensatz geschoben.

3. An den Hauptsatz ist eine Nebensache angekleistert, die keinen Bezug zur Hauptsache hat – ein Klassiker in Geburtstagswürdigungen, wenn der Autor ein Detail noch unterbringen möchte: »In der Rolle des Hamlet brillierte wie immer Max Meyer, der fließend Chinesisch spricht.«

4. Der Nebensatz wird in den Hauptsatz hineingezwängt: Der Schreiber unterbricht den eigenen Textfluss durch die Abfolge A1 – B – A2. In freier Rede ist das fast unbekannt, und schriftlich hat man damit, nach Schopenhauer, »eine Phrase in die andere ge-

leimt«. Das kann man meistern wie Siegfried Kracauer: »*An das Nichtmalenkönnen werden, seit es eine eigene Kunstform geworden ist, immer höhere Anforderungen gestellt.*« Meist sollte man es bleiben lassen.

5. Ein spärlicher Hauptsatz wird in einem Sumpf von Nebensätzen ersäuft – ein beliebtes Modell in Wirtschaft, Wissenschaft und Feuilleton.

Beispiel von 2012 aus einer renommierten deutschen Zeitung: Der Satz beginnt mit einem vorangestellten Nebensatz von 9 Wörtern, in den ein Unternebensatz von 11 Wörtern eingeschoben ist, in den ein Unterunternebensatz von 8 Wörtern eingeschoben ist:

»Dass ein Mann, dem man einen frühen Tod geweissagt hatte und dem es gelang, dies mit menschlicher, technischer Hilfe Lügen zu strafen, die Niederlagenstimmung der Physik überwinden half,« – nun folgt der Hauptsatz, 6 Wörter lang, im Gewirr der Wörter nicht ganz leicht zu finden – »*ist so erfreulich wie die Tatsache,*« – über so viel Hauptsatz offenbar erschrocken, hängt der Schreiber sogleich einen Nebensatz von 15 Wörtern an, durch einen eingeschobenen Unternebensatz von 10 Wörtern verschönert – »*dass derselbe Mann Leuten, deren Handicap beim Verstehen des Kosmos größer ist als seines, mit Büchern wie EINE KURZE GESCHICHTE DER ZEIT zu Hilfe kam.*«

Relation Hauptsatz : Nebensatz – 6 : 53.

Simultandolmetscher: Aus dem Deutschen zu übersetzen ist wahrlich eine Katastrophe. Autor: vermutlich stolz, dass er auf dem Hochseil der Grammatik Pirouetten drehen kann.

Leser: weg.

Wie lang darf ein Satz sein?

So lang, wie ihn unser Atem trägt

Höchstens 15 oder 20 Wörter! So lautet eine Faustregel, die in Redaktionen und Stilfibel gilt. Vernünftig ist sie insofern, als sie ein verschachteltes Satzgebilde etwa von 40 Wörtern – Alltag im Amtsdeutsch – zuverlässig verhindert; ganz richtig ist sie nicht.

Erstens, weil auch kurze Sätze hässlich sein können («Vor dem Verzehr vor dem Essen wird gewarnt»); zweitens, weil gar nicht die Länge eines Satzes über seine Verstehbarkeit und seine Kraft entscheidet, sondern die Frage, ob er schlank und überschaubar ist, nicht behängt mit den Girlanden eingeschobener Nebensätze → **Lektion 14**, nicht vollgestopft mit vorangestellten Attributen → **Lektion 13**.

Einer der übermütigsten Sätze deutscher Sprache besteht aus sage und schreibe 187 Wörtern und ist von Schopenhauer. In seiner METAPHYSIK DER GESCHLECHTSLIEBE häuft er zwischen zwei Punkten 16 Gründe, warum die Liebe eine Verirrung, ja »ein feindseliger Dämon« sei – mit dem Fazit: »Es handelt sich ja bloß darum, dass jeder Hans seine Grete finde.«

Für unsern Alltag gilt, ebenso wie für die Poesie: **Fettfrei sollten die Sätze sein, vorwärtstreibend.**

»Freundschaft, Liebe, Stein der Weisen, diese dreie hört ich preisen, und ich pries und suchte sie, aber ach: Ich fand sie nie.« **Simpel, temporeich** und von Heinrich Heine; und auch in der Prosa sollten wir uns dem zu nähern versuchen.

Im Deutschen steht dem eine Tücke der Grammatik entgegen, die Deutsch lernende Ausländer zur Verzweiflung treibt, und auch muttersprachliche Leser scheucht sie häufig aus dem Text: dass wir die Teile eines zweiteiligen Verbums (ich werde ... kommen, ich möchte ... machen) nicht beisammen lassen müssen (*I have helped my father*, ich habe meinem Vater geholfen), ja die zweite Hälfte des Verbums, die erst den Sinn stiftet, in beliebigem Abstand nachhinken lassen dürfen; um 27 Wörter zum Beispiel in einem Geschäftsbericht von 2012: »In dem Magazin werden mittels modernster Internet-Technologie die Megatrends der Zukunft wie beispielsweise eine steigende Anzahl von Herz-Kreislauf-Krankheiten, ein wachsender Bedarf an hochwertigen Nahrungsmitteln und die Kohlendioxid-Problematik angesprochen.«

Was hier fehlt, ist zum Ersten jeder Instinkt für eine Ausdrucksweise, die unverkrampft und ans Mündliche angelehnt, also leserfreundlich wäre – und zum Zweiten die Kenntnis der Grundeinsicht einer exakten Wissenschaft, der Verständlichkeitsforschung (niemand bestreitet sie, aber die meisten Berufsschreiber, auch die Deutschlehrer igno-

rieren sie): Die Speicherkapazität unseres Kurzzeitgedächtnisses, **die Fähigkeit also, zwei Wörter als zusammengehörig zu erkennen**, wie es die zwei Teile eines Verbums sind – sie **endet bei 6 bis 7 Wörtern.**

So zum Beispiel: »Mittels modernster Internet-Technologie werden in dem Magazin die Megatrends der Zukunft angesprochen, beispielsweise ...«

Natürlich: 7 Wörter, das ist eine grobe Zahl, berechnet für eine diffuse Leserschaft. Kurios nur: Die meisten großen Autoren deutscher Sprache – nicht Kleist, nicht Thomas Mann, nicht Thomas Bernhard, doch die meisten eben – haben sich vor aller Wissenschaft instinktsicher genau so verhalten. Vorwärtstreibend schrieben sie:

Wie Schiller in der GESCHICHTE DES ABFALLS DER NIEDERLANDE: »Die Mannschaft war zahlreich, ihr Mut verzweifelt, fest ihr Vertrauen auf Entsatz und ihr Hass gegen die katholische Religion aufs Äußerste gestiegen.«

Wie Siegfried Lenz in der DEUTSCHSTUNDE: »Ich erzähle keine beliebige Geschichte, denn was beliebig ist, verpflichtet zu nichts. Deshalb bestehe ich auf einem drückenden Himmel, auf verschleierter Luft und schwacher Sonne, ich lasse uns arbeiten unter den Geräuschen einer gemäßigten Brandung, das Schilf rauscht, ein Vogelzug formiert sich, das Moor kocht seine blasige Suppe.«

Das war 1968, und seitdem hat sich das Textangebot mithilfe des Internets vervielfacht, die Bereitschaft zu gerusamem Lesen aber im Gleichschritt vermindert. Wir haben also allen Grund, die 7 Wörter, die für die Forschung ein Gesetz sind, wenigstens als Faustregel in Ehren zu halten. Sie gilt ebenso für den Abstand zwischen Subjekt und Prädikat, für die Antwort auf die Frage also: Wer tut was? Und es ist kaum zu fassen, mit welcher Gleichgültigkeit gegen den Leser viele Schreiber zu Werke gehen.

Da will uns die BROCKHAUS ENZYKLOPÄDIE von 2006 die »Erinnerungskultur« definieren. Sie wird vorgestellt als ein Begriff der Kulturwissenschaft, »der sich vor dem Hintergrund einer ... in Anschluss an ... zu einem Schlüsselbegriff der Diskussionen um ... sowie die Bedeutung von ... im Hinblick auf ... (und nach 63 Wörtern) entwickelt hat«.

Perverbierung der deutschen Grammatik. Sie beherrschen sollte auch heißen: sie zähmen können.

Mit Satzzeichen Musik machen

Es gibt mehr als Punkt und Komma

«*¿Irme yo con él más? ¡Mal año!*» Ein *muchacho* ruft das in DON QUIJOTE: »*Ich noch mit ihm gehen? O weh!*« Mit den doppelt gesetzten **Frage- und Ausrufezeichen** zeigt uns das Spanische: So wichtig kann man es finden, dem Leser schon am Anfang des Satzes das Signal zu geben: »Hebe die Stimme!« Denn in beiden Fällen tun wir das, unwillkürlich auch beim stummen Lesen.

Deutsche Schreiber, zumal der jüngeren Generation, haben sich dem Gegenteil verschrieben: **Punkte** sonder Zahl, **Kommas** nach Gusto, die anderen fünf Satzzeichen am besten überhaupt nicht mehr. »So nicht, schrie sie« – als ob wir nicht ein **Schreizeichen** hätten, geeignet, auch schläfrige Leser aufzuwecken! Ja, man muss lesen, nicht nur die Wörter, auch die Satzzeichen; ein Beispiel: »Dafür sprechen drei Gründe.« Den **Doppelpunkt** zu unterschlagen, den die Grammatik eben hier vorsieht, ist grotesk: Nun folgen sie doch, die drei Gründe! Jeder Leser würde das im Augenwinkel spüren und so durch den Text gezogen werden. Der **Punkt** gibt das gegenteilige Signal: Ein Gedanke ist offenbar abgeschlossen, senke die Stimme, hole Luft.

Da das Nichtweiterlesen, jedenfalls das Nichtzuerlesen in der Zeitung, auf dem Bildschirm und bei unverlangten Briefen das

statistische Normalverhalten ist, sollte jeder Schreiber den Punkt als Problem erkennen: Habe ich schon etwas gesagt, was meinen Leser animieren könnte, mir sein Interesse zu gönnen, auch über diese kleine Zäsur hinweg?

Rousseau hätte seinen GESELLSCHAFTS-VERTRAG natürlich so eröffnen können: »*Der Mensch ist frei geboren.*« Aber das wäre eine Allerweltsbehauptung gewesen. Und so setzte er den Punkt erst, nachdem er eine Spannung aufgebaut hatte: »... *ist frei geboren und liegt doch überall in Ketten.*« Einladung an alle Schreiber, die sich Leser wünschen: Messen Sie an diesem Beispiel, ob Sie schon genug gesagt haben, damit der Leser Ihren Punkt nicht als Einladung zum Aufhören benutzt.

Sieben Satzzeichen haben wir, um die Melodie der mündlichen Rede in den geschriebenen Text zu holen. Wer fünf davon ignoriert, ist entweder schlecht beraten oder an Lesern nicht ernstlich interessiert. Sogar das **Semikolon** sei empfohlen: »*Ich habe es satt, die Menschen zu durchschauen; es ist so leicht, und es führt zu nichts.*« Der **Strichpunkt** gibt das Signal: Hole kurz Atem – aber zu Ende ist mein Gedanke nicht! Elias Canetti hat (zugegeben, nicht speziell für diesen Satz) den Nobelpreis bekommen.

Gliedern kann nicht schaden

Erst denken, dann schreiben

Wer einem anderen schriftlich **mehr als einen Gedanken** übermitteln will (zwei oder drei etwa, und das ehrt ihn ja), der tut gut daran, sie **erkennbar zu gliedern**: zwei zum Beispiel durch ein »zwar ... aber«; drei, indem er sie auf drei Absätze verteilt – für Briefe, Kommentare, Bewerbungen sind die ohnehin das ideale Maß.

Dies zu unterlassen, aus einer Fülle von Aspekten einen Brei anzurühren kann bis zur völligen Zerstörung des Kommunikationszwecks führen – wie im BROCKHAUS unter »Fremdenfeindlichkeit«. Zu deren Erklärung werden *»mangelnde politische Bildung in Bezug auf Toleranz und Zusammenleben in einer offenen, pluralistischen Gesellschaft, die schwindende Bindekraft der herkömmlichen Parteien und politischen Lager und nicht zuletzt mangelnde politische Steuerung oder die mehr oder weniger bewusste Manipulation von F. zur jeweils eigenen Interessendurchsetzung«* genannt.

Zu wenig Bildung, Bindekraft und Steuerung und dazu Manipulation: vier Gründe also, ersäuft in einem Sumpf von 42 Wörtern, dem Sechsfachen unseres Aufnahmevermögens
→ **Lektion 15**. Hätte die Fülle der Gründe nicht

nach einem **Doppelpunkt** gerufen mit vier Sätzen dahinter – oder nach **Spiegelstrichen**?

Einem optischen Zwang zur Gliederung unterwarf sich einst Rudolf Walter Leonhardt in der ZEIT: Seine Kommentare waren gegliedert in »Pro«, »Contra« und »Conclusio« – über die 1984 aktuelle Frage *»Soll es Soldatinnen geben?«* zum Beispiel so: Pro: Gleichberechtigung, natürlich. Contra: Aber für diesen Fall ist sie im Grundgesetz eben nicht vorgesehen. Conclusio: Die Forderung nach Soldatinnen überschreite *»die schmale Grenze zwischen Gleichberechtigung und Gleichmacherei«*.

So viel **Überschaubarkeit** bleibt vorbildlich, auch wenn sie sich nicht in Zwischenüberschriften mitteilt. Ist es nicht eine Wohltat, einen Text zu lesen, dessen Schreiber offensichtlich nachgedacht hat, bevor er ihn in die Schreibmaschine hämmerte? Dass es mit dem Computer dramatisch viel einfacher geworden ist, die Gedanken, die **Textblöcke** nachträglich neu zu gruppieren, hat neben seinen Vorzügen einen Nachteil: die Versuchung, sich die Mühe des Denkens vor dem Schreiben zu ersparen. Vieles, was durchs Internet geistert, ist auch danach.

Die Kunst des Anfangs

Nach 20 Sekunden ist alles vorbei

Alle Zuwendung an den Leser lässt sich mit einem einzigen Satz zunichtemachen: dem ersten – wenn er abstoßend oder zum Gähnen ist. Zeitungsleser hüpfen dann rasch zum nächsten Text, Bewerber mindern ihre Chancen, und gedruckte Briefe, Prospekte, Angebote sind schon zum Papierkorb unterwegs.

»Käse, Kondome, Kruzifixe« – darf ein Zeitungsartikel so beginnen, und würde man ihn ausgerechnet in der FAZ vermuten? Einige Leser wären angewidert, viele irritiert; die meisten aber wären neugierig auf die Fortsetzung, und sie stand im selben ersten Satz: »– es gibt nichts, was Brüssel in seiner Kompetenzgier nicht regeln will.« Schon ist der Text seriös geworden, und etwas Kostbares hat er gewonnen: **Aufmerksamkeit!** Dafür hat er keinen zweiten Anlauf frei. »You never get a second chance to make a first impression«, heißt ein Leitspruch amerikanischer Journalisten, und sie haben recht.

Bücherleser sind meist geduldiger und mit einem Satz noch nicht zu verscheuchen – wohl aber kaum animiert, wenn sie in KRIEG UND FRIEDEN als Erstes lesen müssen: »*Eh bien, mon prince, Genua und Lucca sind weiter nichts als Apanagegüter der Familie Bonaparte.*«

Oder in den BUDDENBROOKS: »*Was ist das? Was – ist – das. Je, den Düwel ook, c'est la question.*«

Moderner schon in ANNA KARENINA: »*Alle glücklichen Familien sind einander ähnlich; unglücklich ist jede auf ihre eigene Art.*«

Grandios in Kafkas VERWANDLUNG: »*Als Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand er sich in seinem Bett zu einem ungeheuren Ungeziefer verwandelt.*«

Frech im BUTT von Günter Grass: »*Ilsebill salzte nach. Bevor gezeugt wurde, gab es Hammelschulter zu Bohnen und Birnen.*«

Und einen wirklich hübschen Einfall hatte Johannes Mario Simmel, als er seinen Bestseller von 1960 (ES MUSS NICHT IMMER KAVIAR SEIN) mit dem Satz eröffnete:

»*Wir Deutschen, liebe Kitty, können ein Wirtschaftswunder machen, aber keinen Salat.*«

Schön, wenn selbst Bücher so beginnen, obwohl sie den Paukenschlag weniger nötig haben. Für alle kürzeren Texte gilt: Schreckt der erste Satz wenigstens nicht ab (durch Kopfgeburten der Grammatik, Inhaltslosigkeit oder drei asiatische Eigennamen), so bleibt dem Schreiber eine Chance, das Weiterlesen zu erlisten. Meist erst nach **gehörteten 20 Sekunden, gelesenen 350 Zeichen** fällt die Entscheidung – ein durchschnittliches Leseverhalten, das die Praxis erprobt und die Wissenschaft ermittelt hat.

Amerikanische Firmen rüsten sich dafür mit dem Bild vom *elevator check*: Der kleine Angestellte trifft im Fahrstuhl den großen Chef und hat nun realistisch geschätzte 20 Sekunden Zeit, um sich oder sein Anliegen bei ihm interessant zu machen. Genau so, heißt die Nutzenanwendung, müssen wir mit unseren Kunden umgehen: In jedem Brief, Angebot, Prospekt müssen sie binnen 350 Zeichen erfahren haben, was wir bieten und warum sie weiterlesen sollen.

Und wirklich: Mit **350 Zeichen** lässt sich viel erzählen. In zwei Porträts historischer Figuren zum Beispiel so – in der Zeitschrift P.M.: »*Dies ist ein Drama aus Tollkühnheit, Korruption und massenhaftem Sterben – geschrieben von einem der begabtesten Traumtänzer der Weltgeschichte. Er hieß Ferdinand Vicomte de Lesseps, sonnte sich im Weltruhm als Erbauer des Suezkanals und heiratete mit 65 eine 20-jährige üppige Schönheit aus Martinique, der er emsig Kinder machte, zwölf an der Zahl.*« (351 Zeichen)

Oder ein Porträt des Casanova in der WELT-WOCHE: »*Er war Doktor beider Rechte, Lotterrie-Einnehmer, Falschspieler, Hochstapler, Ritter des päpstlichen Ordens vom Goldenen Sporn und Geheimagent der venezianischen Inquisition. Vom Sex war er besessen, und ob er verführte oder bezahlte, schien ihm fast egal. Zwei Päpste und eine Kaiserin empfingen ihn, die drei Könige gar nicht gerechnet. Mit Friedrich dem Großen schlenderte er durch den Park von Sanssouci.*« (408 Zeichen)

Wer so zunächst gewonnen ist, neigt freilich immer noch dazu, später irgendwo mit dem Lesen aufzuhören. Wie man dem entgegenwirken kann, davon gleich mehr.

→ Lektion 19 und 20

Die Kraft der Bilder

Sie schaffen Farbe und Wärme

»Hinter dieser kalten Frackbrust schlägt ein Herz aus Stein.« Zynisch hat das über sich selbst Rudolf Bing gesagt, Intendant der New Yorker Metropolitan Opera von 1950 bis 1972 – und eines mit Sicherheit bewirkt: Dergleichen überhört und überliest man nicht.

Bilder sind gut und **verblüffende Bilder** noch besser. Wo die **Anschaulichkeit der Wörter** (→ **Lektion 3**) sich zur Bildhaftigkeit der Aussage steigert, da ist gegen den stets fluchtbereiten Leser die Angel ausgeworfen.

So vom STERN, als er kürzlich Anshu Jain porträtierte, den neuen Chef der Deutschen Bank: »Er beantwortet Mails so schnell, wie eine Kobra zubeißt.« Oder einst von dem Wiener Feuilletonisten Anton Kuh, der einem ungarischen Gentleman das Kurzporträt widmete: »Er sah aus wie eine Kreuzung aus dem Polizeipräsidenten von Budapest mit einem, den er sucht.« Mit dramatischer Wucht in der Charakteristik Lenins durch Vladimir Nabokov: »Er war eine Milchkanne voll menschlicher Freundlichkeit mit einer toten Ratte am Boden.«



Nach solchen Bildern, Gott sei Dank, ruft die Wirklichkeit nicht oft; und nicht jede bildhafte Sprache ist gut, bloß weil sie das Simple in ein Gleichnis oder eine Metapher übersetzt. Es gibt **abgedroschene Vergleiche** wie den von der »Spitze des Eisbergs«; aus dem Überdruß an ihm ist die spöttische Abwandlung entstanden: »Auch Eisberge kochen nur mit Wasser.« Ähnlich bei der längst **überreizten Metapher** »Stellenwert«: Die früher genutzten Wörter Rang, Rolle, Bedeutung wirken inzwischen vergleichsweise frisch.

Sogar von **hässlichen Bildern** sind wir umstellt wie in der Redensart »Alles in Butter«: Sie lebt geradezu davon, dass man sich diese Scheußlichkeit nicht ausmalt. Journalisten erfinden in jedem Winter die »Kältewelle«, die Todesopfer »fordert«; dass da Menschen erfroren sind, wäre nicht nur die schlichtere, sondern auch die präzisere Ausdrucksweise.

Eine Journalistenweisheit ist plastisch geblieben: »Ein Dementi ist der Versuch, die Zahnpasta in die Tube zurückzudrücken.« Auch werden neue Bilder gemalt wie im Spontispruch über die Zeitmode »Selbstfindung«: Das heiße offenbar »nach sich selber suchen wie

nach einem besonders gut versteckten Osterei«. Der Büchner-Preisträger Durs Grünbein antwortete auf die Frage »Was ist eigentlich Kultur?«: »Ich habe einen Verdacht, der mit dem Unterschied zwischen Mozart und Mozartkugeln zusammenhängt.«

In **Sprichwörtern** sind die Bilder ohnehin zu Hause wie in dem aus Russland: »In des anderen Weib tut der Teufel einen Löffel Honig.« Intellektuelle lieben sie, wie Karl Kraus: »Nachts am Schreibtisch«, schrieb er, »würde ich die Anwesenheit einer Frau störender finden als die Anwesenheit eines Germanisten im Schlafzimmer.« Ungebremst böse Walter Benjamin: »Echte Polemik nimmt ein Buch sich so vor, wie ein Kannibale sich einen Säugling zurüstet.«

Die Beispiele haben eine Schwäche: Für das, was unsereiner so schreibt, eignen sie sich kaum. Aber als **Leuchttfeuer** sollten wir sie benutzen. Denn immer geht es darum, sagt der schwedische Lyriker Tomas Tranströmer, Nobelpreisträger 2011, »einen eiskalten Leser zu wärmen. Er ist ja nicht bereit. Alle Wärme muss sich im Text finden.«

Und nicht aus warmen Worten – aus Bildern steigt die **Wärme** auf. Wie in dieser klassischen Passage aus der BLECHTROMMEL:

»Wir kamen in den viertletzten Wagen. Herr Fajngold stand mit dünnem rötlich wehendem Haar unter uns auf den Gleisen, trat, als die Lokomotive durch einen Stoß ihre Ankunft verriet, näher heran, reichte Maria drei Päckchen Margarine und zwei Päckchen Kunsthonig, fügte, als polnische Kommandos, Geschrei und Weinen die Abfahrt ankündigten, dem Reiseproviand noch ein Paket mit Desinfektionsmitteln hinzu – Lysol ist wichtiger als das Leben –, und wir fuhren, ließen den Herrn Fajngold zurück, der auch richtig und ordnungsgemäß, wie es sich bei der Abfahrt von Zügen gehört, mit rötlich wehendem Haar immer kleiner wurde, nur noch aus Winken bestand, bis es ihn nicht mehr gab.«

Zum Schluss die Frage: Wie könnte man am farbigsten den Weltuntergang beschreiben? Am 21. Dezember dieses Jahres soll die Welt ja mal wieder untergehen, die Maya haben das angeblich prophezeit in ihrer rätselhaften Schrift, und tatsächlich: Etliche Menschen rüsten sich dafür. Neben vielen anderen Irrtümern erliegen sie vermutlich auch diesem: Sie meinen, es müsse sich dabei um eine gigantische Inszenierung handeln, eine Art Hundert-Milliarden-Dollar-Produktion aus Hollywood.

Eher aber könnte der Apostel Paulus recht gehabt haben, als er an die Thessalonicher schrieb: »Der Tag des Herrn wird kommen wie ein Dieb in der Nacht.« Ein »wie«, dann fünf einsilbige Wörter – das gibt ein Bild: So macht man das. Auf der Welt und bei ihrem Untergang.

Der Wille zum Verzicht

Wenn alles gesagt ist, sollte der Text enden

Manchmal schreiben wir zu wenig: wenn wir es nämlich unterlassen, eine Neuigkeit, einen schwierigen Sachverhalt in einem zweiten Anlauf zu erläutern oder durch ein Beispiel zu beleben.

Meistens schreiben wir zu viel (vom Reden zu schweigen) – gemessen am Interesse jener Menschen, die wir uns als Zuhörer oder Leser wünschen. Aus den Parlamenten kennen wir die Sprechblasen, das geblähte Nichts: dass einer sich dem hohen Gut der Volksgesundheit voll und ganz verpflichtet fühlt! Auch die Billionen Wörter, die auf Erden täglich geplappert werden, brauchen uns nicht zu interessieren.

Wer aber gelesen werden will, **der sollte die Worte wägen.** Mit Schwätzern und Langweilern haben Leser keine Geduld. Die Floskel »der langen Rede kurzer Sinn« zum Beispiel sollten wir nie niederschreiben, denn damit hätten wir uns bezichtigt, einen kurzen Sinn zuvor zu einer langen Rede ausgewalzt zu haben. Von den Füllwörtern, von denen die mündliche Rede überquillt (ja, doch, nun, sozusagen, irgendwie), sollten wir nur die zulassen, die **Wurzwörter** zu heißen verdienen, in der Stilistik **Abtönungspartikel** genannt: ein »nämlich« oder »eigentlich« zur rechten Zeit. Und wenn alles gesagt ist, sollten wir die Kraft haben, aufzuhören.



Wer twittert, muss das sowieso. Blogger haben alle Freiheit – und nutzen sie: beliebige Länge, ungeplant, unkorrigiert, zwischen Gesprochenem und Geschriebenem fast keine Grenze mehr. Dass sie oft schon für ihren zweiten Satz keinen Leser mehr finden werden, stört viele Blogger offensichtlich nicht; mehr scheint es ihnen darauf anzukommen, »dass sie ihre Existenz weit und breit um sich kundmachen« – Immanuel Kant sagte das 1786 allen »lärmen-den Unterhaltungen« nach.

Und schon wirkt die Beiläufigkeit des Gebloggten, der oft schlaffe Wunsch nach Lesern aufs Geschriebene zurück. Ein Text des Schriftstellers Ingo Schulze, den die SÜDDEUTSCHE ZEITUNG kürzlich publizierte, begann mit dem Satz:

»Seit etwa drei Jahren habe ich keinen Artikel mehr geschrieben, denn ich weiß nicht mehr, was ich noch schreiben soll.«

Wunderbar!

Da greift Schopenhauers »erste Regel des guten Stils: dass man etwas zu sagen habe. O, damit kommt man weit!«